

Editorial

Am 5. Februar 2011 erklärte Premier David Cameron auf der Münchner Sicherheitskonferenz den britischen „state multiculturalism“ ganz offiziell für gescheitert und kündigte an, dass sich seine Nation fortan der Politik eines „more active, muscular liberalism“ verpflichten werde. Multikulturalismus, so argumentierte Cameron, führe letztlich nur zu extremistischen Ideologien und Terrorismus:

Under the doctrine of state multiculturalism, we have encouraged different cultures to live separate lives, apart from each other and the mainstream. All this leaves some young Muslims feeling rootless, and the search for something to belong to and believe in can lead them to this extremist ideology.

Dieser Gefahr, so der Premier, könne nur mit einer aktiven Besinnung auf nationale Werte begegnet werden:

The response should be a lot less of the passive tolerance of recent years and much more active liberalism. A passively tolerant society says to its citizens: as long as you obey the law, we will leave you alone. It stands neutral between different values. A genuinely liberal country does much more. It believes in certain values and actively promotes them.

Cameron reihte sich damit nahtlos in einen konservativen Schwanengesang ein, den im selben Monat unter anderem auch Angela Merkel und Nicolas Sarkozy angehoben haben.

Camerons offizielles Begräbnis der Idee des staatlichen Multikulturalismus verabschiedete freilich einen Patienten, der seit Jahren bestenfalls noch im Wachkoma lag. In dieses Koma fiel er möglicherweise bereits im Alter von nur etwa drei Jahren, nachdem er im Mai 1997 mit dem Wahlsieg von Tony Blair und Gordon Browns New Labour das Licht der Welt des staatspolitischen Parketts erblickte. Die Gründe, warum Blair und Brown sich offiziell der Idee des Multikulturalismus bedienten sind sicherlich vielschichtig – unzweifelhaft ist allerdings, dass die Rede von einem toleranten und weltoffenen Großbritannien vor allem bewirken sollte, dass internationale Inverstoren, die laut Berichten etwa des British Council zunehmend von einem insularen und altmodischen Bild der Nation abgeschreckt waren, zurückgewonnen werden sollten.

Einzelne Beobachter wie der Schriftsteller Rajeev Balasubramanyam sprechen in diesem Sinne allerdings von einer bloßen „rhetoric of multiculturalism“, die einer großangelegten nationalen PR-Aktion glich, seine sozialen Versprechen aber nie einlöste. In seiner Kurzgeschichte „Larger than Life“, die er uns für diese Ausgabe von *Hard Times* zur Verfügung gestellt hat, reflektiert er pointiert das Dilemma ‚ethnischer‘ britischer Künstler unter solchen Bedingungen, die von einer durch und durch hohlen staatlichen Imagekampagne vereinnahmt und damit gleichsam politisch kastriert werden.

Der Enthusiasmus für ein multikulturelles Großbritannien, dem sich für kurze Zeit auch die Konservativen nicht entzogen, verflog allerdings schnell. Bereits im Herbst 2000, als der *Parekh Report on the Future of Multi-Ethnic Britain* vorgestellt wurde, schlug die Stimmung um. Der Bericht stellte die Empfehlungen einer vom Politologen Bhikhu Parekh geleiteten Kommission aus Politikern, Wissenschaftlern und Journalisten vor (darunter prominente Vertreter wie Trevor Phillips, Stuart Hall oder Yasmin Alibhai-Brown), die auf der Grundlage zweijähriger intensiver Recherchen ausarbeiteten, wie die Idee eines weltoffenen multiethnischen Großbritannien in der politischen Praxis denn tatsächlich umgesetzt werden könnte. Die konservative Presse unterstellte dem Bericht, der unter anderem eine kritische Reflexion über die unausgesprochene Verknüpfung von „Britishness“ und „Englishness“ mit „whiteness“ einforderte („Britishness, as much as Englishness, has systematic, largely unspoken, racial connotations“), er prangere ein ‚rassistisches‘ Großbritannien an. Innenminister Jack Straw gab dem Druck der Medien prompt nach, distanzierte sich vom Bericht, und verkündete „I’m proud to be British and I’m proud of what I believe to be the best of British values“. In der Folge der Anschläge vom 11. September 2001 wurde die konservative Forderung nach einem genuin britischen Wertekanon jenseits eines multiethnischen Konsensus schließlich beinahe zwanghaft mit der Frage nach innerer Sicherheit verknüpft, die Cameron nicht zufällig in der eingangs zitierten Rede instrumentalisiert. Und während der Patient des staatlichen Multikulturalismus am 6.

Juli 2005 nochmals hoffen durfte, als London in Singapur den Zuspruch für die Sommerolympiade 2012 erhielt – und zwar mit einer von der Presse gefeierten Bewerbung, die ganz auf Londons multiethnische Jugend setzte – war sein vorläufiges Ende bereits am nächsten Morgen besiegelt, nachdem Bomben in drei Londoner U-Bahnen und einem Bus explodierten.

Es scheint uns auf dieser Grundlage gerechtfertigt, gemeinsam mit Roger Hewitt und anderen von einem *white backlash* zu sprechen, der sich in den politischen und medialen Debatten der letzten 10 Jahre manifestiert. Bedeutsam und neu scheint uns in diesem Zusammenhang allerdings zu sein, dass sich ein großer Teil des britischen Kulturbetriebs – anders als etwa in den 80 und 90er Jahren, in denen nicht zuletzt in Konfrontation mit dem konservativen Regime ganz zentrale akademische wie künstlerische Auseinandersetzungen mit den Themen *race*, *(post)empire* und *gender* entstanden – nicht nur mit diesem *backlash* arrangiert, sondern ihn unterstützt und trägt. Und dies trifft nicht nur mit Blick auf eine neue Akzeptanz konservativer Ideale im Umgang mit der kolonialen Vergangenheit und postkolonialen Gegenwart und Zukunft des Landes zu. Paul Gilroy, der 2004 eine epidemische ‚postkoloniale Melancholie‘ in Großbritannien diagnostizierte, schließt diese Melancholie beispielsweise explizit mit dem Erfolg postfeministischer Wertvorstellungen kurz, die eine Abkehr von radikaleren emanzipatorischen Forderungen und eine Neubewertung von traditionellen Rollenbildern und Familienmodellen nahelegen. Insgesamt geht der von Cameron geforderte neue „muscular liberalism“ fraglos mit einer Diskreditierung sozialer *critique* im Allgemeinen einher (sichtbar etwa wenn in Presse und Politik Vordenker wie Stuart Hall im Anschluss an den *Parekh Report* als ‚gescheiterte Marxisten‘ von irgendwelchen ‚Provinzuniversitäten‘ bezeichnet werden).

Unter der Überschrift *The White Backlash: Conservatism in Contemporary British Writing* wollen wir dem Phänomen des *backlash*s exemplarisch in der Auseinandersetzung mit einzelnen Texten und Autoren der Gegenwartsliteratur auf den Grund gehen. Dirk Wiemann zeigt in einer Lektüre des

Romans *Unity* (2005), dass Michael Ardittis nur scheinbar soziopolitisch tiefgründigen Romanen eine zutiefst apolitische Vision zugrunde liegt; Lars Eckstein rechnet mit Ian McEwans nostalgischer Begeisterung für Matthew Arnolds liberalen Humanismus in seinem Bestseller *Saturday* (2005) ab; Sandra Müller arbeitet am Beispiel der Publikationsgeschichte von Maggie Gees antirassistischem Roman *The White Family* (2002) Konservatismus und Zensur im britischen Verlagswesen heraus; Anke Bartels nimmt den melancholischen Postfeminismus in Fay Weldon's *The Spa Decameron* (2007) aufs Korn; und schließlich spricht Eva Ulrike Pirker mit dem Lyriker und Dramatiker Glyn Maxwell über *backlashes* und anderes mehr. Inmitten dieser Beiträge setzt sich Rajeev Balasubramanyam, wie bereits erwähnt, literarisch mit den Folgen des staatlichen Multikulturalismus als bloßer PR-Fassade auseinander. Insgesamt ist dies kein Heft, das sich einer desinteressierten Philologie im Sinne Kants verpflichtet. Es ist Konzept, dass sich die meisten Beiträge einer gepflegten Polemik nicht enthalten – wir sind der Überzeugung, dass diese Polemik in der Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Entwicklungen angebracht ist, und dass sie sich konsequent in die politische Tradition dieser Zeitschrift stellt, die von erster Stunde an gegen den neoliberalen Konservatismus in Großbritannien anscrieb.

Lars Eckstein und Dirk Wiemann

Inhalt/Contents

| | |
|---|----|
| Dirk Wiemann Michael Arditti's <i>Unity</i> | 2 |
| Lars Eckstein Saturday on Dover Beach: Ian McEwan, Matthew Arnold, and Post-9/11 Melancholia | 6 |
| Rajeev Balasubramanyam Larger Than Life | 11 |
| Sandra Müller A Conservative Backlash in UK Publishing? The Case of Maggie Gee's <i>The White Family</i> | 12 |
| Anke Bartels From Public Bath to Wellness Spa or The Disarticulation of Feminism | 17 |
| Ulrike Pirker "This train's not one for forward motion..." – A Conversation with Poet/Playwright Glyn Maxwell | 22 |
| Jutta Schwarzkopf Obituary: Dorothy Thompson | 26 |
| Frauke Hofmeister Back to the Future? | 29 |
| Jürgen Enkemann Reel News: Von Alten und Neuen Meistern des Britischen Films | 33 |
| Christoph Reinfandt Greetings from Forest Gate: The Meteoric Rise of Ben Drew aka Plan B | 37 |
| Sandra Müller News from the Literary Field in the UK | 43 |
| Kathia Riedling Review of the Booker Prize Winner <i>The Finkler Question</i> | 45 |
| Back Issues and Impressum | 47 |

HARD TIMES wurde 1994 mit dem Journalistenpreis des Verbandes deutscher Anglisten („Anglistentag“) ausgezeichnet.

Die deutsch-englische Zeitschrift *HARD TIMES* erscheint zwei Mal im Jahr. Ihre Beiträge befassen sich kritisch mit kulturellen, sozialen und politischen Entwicklungen in Großbritannien, in Irland und gelegentlich auch in anderen englischsprachigen Ländern. Die Hefte haben jeweils – neben einzelnen verstreuten Artikeln – Themenschwerpunkte. Vorrang haben Themen, die um aktuelle Probleme, Konflikte und Theorien kreisen, sowie solche, die demokratische, soziale, ökologische, antirassistische, feministische und andere emanzipatorische Bewegungen und diskriminierte Gruppen in den Blick rücken. Die Artikel werden teils auf Englisch, teils auf Deutsch gedruckt – in der Regel je nach der Muttersprache der Verfasserinnen und Verfasser.